

Von Hugo Regel.

Wir einen Herzen tänkle nicht. Als war's ein Spielwerk nur ergötzer. Ein Menschenherz — gar leicht es bricht. Ein Menschenherz ist leicht verletzbar!

Ein junges Herz, das Liebe hegt. Es gleicht der frisch entpflanzten Blüthe. Die leib ein Lenzgesuch bewegt — C. daß er nicht als Sturmwind wüthet!

Und weide auch die Skürme nicht. Die wild ein Menschenherz durchdröbet. Wenn Seele nicht zu Seele bricht. Dann laß das Spielen, das Erproben!

Seid nicht umsonst der Hoffnung Strahl In eine Welt voll Lieb und Freue! Und weide nicht die wilde Qual Der Eiferjucht — Die selbst zur Reue!

Mit einem Herzen tänkle nicht. Als war's ein Spielwerk nur ergötzer. Ein Menschenherz — gar leicht es bricht. Ein Menschenherz ist leicht verletzbar.

Pastors.

Eine Erzählung aus der alten Heilmath. Von Adolph Meinede.

Es mußte doch einmal Frühling werden. Die Stürme mit Eis und Schnee, waren über Marzj und Heide gejaht, bis ein warmer Dem aus dem sonnigen Süden die Kälte gebrochen.

Die alten Eichen und Ulmen im Pastorei-Garten hatten mächtig geschnitten, und was nicht an den Zweigen festhaft und lebendig war, hatte der Sturm herunter geweht auf den Pfad und Rabatten.

Die Pioniere der holden Flora waren, wie jedes Jahr, die Schneeglöckchen, welche ihre Köpfcgen led durch den frischgefallenen Schnee stecten. Dann folgten Märlchen, Primeln und Auckeln. Den Spalten konnte man es ansehen, daß ihre Roth ein Ende hatte, denn mit Piepen und Schelten gingen sie auf die Freierei. Amfeln, Droffeln, Stätzige und Nothfeldchen waren angelangt und häupten vergnügt über die Rabatten, hin und wieder einen unschuldigen Wurm aus der Erde reißend, der sich doch auch mal die Welt angucken wollte.

Der Storch, der Langbein, war schon von Afrika herübergefliegen und hatte sich mit seiner jungen Frau das Nest vom letzten Jahr beschen.

Frau Pastorin, Kopf und Brust in dicken Schawl gewickelt, saß mit Knie, der Großmago, Erbsen, während der alte Graepel sich bemüht, mit Schöppe und Reine grade Pfade zwischen den Rabatten zu ziehen.

Der große Gemüßgarten lag mitten in einem schönen Park. Zwischen den Bäumen hindurch sah man die Pastorei, mit der langen Reihe, in der Sonne glänzenden Fenstern. Nach der Straße zu die große Scheune angebau, wie bei allen Bauernhöufen.

Es war aber kein Getreide drin, denn das Land, welches zu der Pastorei gehörte, war verpachtet.

Die lange, mit Hieseln belegte Hausflur theilte die Wohnung in zwei Hälften: die Staatsstube im Südwest und daneben die Studierstube vom Pastor. Pastor Liberus saß in seiner von Tabaksqualm verräuchereten Studierstube. Cramer's Gustav hatte soeben einen Brief gebracht, der mit der Post gekommen war.

Den Brief in der linken und die lange Pfeife in der rechten Hand, suchte der Pastor seine Frau, und als in der Küche kein Mensch zu finden war, lief er in seinem Schlafrock, ohne Mühe in den Garten. Rade, die ihn kommen sah, ließ ihn entgegen. Die Pastorin folgte, und als sie im Haus waren, mußte er so ne kleine Strafpredigt anhören, und entganget:

„Ja, liebe Meta, ich wollte Dir blos den wichtigen Brief mittheilen.“

„Und Dich dabei erlärten, lieber Mann! Du wirst nie klug!“

„Doch doch, nun komm nur her- ein.“

Beide setzten sich auf's Sopha.

Der Pastor sagt: „Es sind eigentlich zwei Briefe, einer ist von Deinem Bruder in Bremen und der andere von unferem Schlingel Friz.“

„Um Gottes Willen,“ sagte die Pastorin, „es ist doch kein Unglück passiert.“

„Rein, das gerade nicht,“ doch lies selbst.“

Was Schlimmes war es ja auch nicht; Friz, der gerade in der Secunda auf dem Gymnasium angefangen hatte, war von der Schule ausgerissen und zu seinem Onkel in Bremen gereist. Er wollte kein Pastor werden, er wollte zur See und Schiffer werden, und sein Onkel sollte ihm dazu verhelfen. Der Brief von Friz war erbärmlich, er wollte auf's Wasser.

Dem Pastor war bei der Gemüths- aufregung die Pfeife ausgegangen. Er sagte zu seiner Frau:

„Meta, meine nicht, jeder Beruf hat seine Rechte und seine Pflichten, welche Du noch, wo wir Friz jedesmal fanden, wenn wir ihn suchten, es war am Wasser oder in einem Boot.“

„Für ein Mutterherz ist es schwer, unfern lieben Sohn weit fort, von Gefahren umgeben zu wissen,“ sagte die Pastorin. „Wir sind alle in Gottes Hand, wer soll denn die Schiffe über den Ocean führen, wenn nicht die von der Wasserant,“ meinte der Vater.

„In Gottes Namen denn,“ sagte die Pastorin, „laß ihn heim kommen, dann können wir ja weiter sehen.“

Die Pastors-Familie war nicht groß. Der älteste Sohn Wilhelm oder Willy, wie sie ihn nannten, war ein wilder Bruder. Seit letzten Herbst war er in Göttingen, um Theologie zu studiren.

Sonntags-Blatt

Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herald“.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Neb., den 22. Nov. 1901.

Jahrgang 22 No. 12

studiren. Er war ein autmüthiger Junge und beliebte, bei allen im Dorf, doch als er auf's Gymnasium kam, waren alle froh, daß er fort war, denn er hatte so manchen Jüngensfreudlich mit Cramer's Gustav ausgefessen. Der letzte Streich war, daß die beiden der alten Wittiv Gesch Margaret, einen Todtentopf, den sie aus einem der eingefallenen Keller geholt hatten, in der alten Frau Waschfessel der im Hof stand, praxtistert hatten. Willy hatte die Zeit abgewartet, wie die Frau ihren Wäschen auf dem Brief Wasser brachte. Als sie nun zurückkam und den Deckel abhob, grinsten ihr der weiße Todtentopf an.

Die alte Frau sagte blos ein Wort „Krischan“ und fiel in Ohnmacht, da lag sie glatt auf den Steinen. Schneider Hilde hatte es vom Fenster aus gesehen und brachte ihr Hülfe. Geschabet hat es ihr weiter nichts, aber Wilhelm Liberus mußte das Dorf verlassen. Sie hatte geglaubt, den Kopf ihres verstorbenen Mannes zu sehen.

Das Jahr vorher hatten Wilhelm und der junge Cramer einen ähnlichen Streich verübt, der aber nie heraus kam. Eigentlich war der Kirchenrath schuld daran, warum ließ er die Knochen unserer Vorfahren mit einem der Schädeln so auf dem Kirchhof herumliegen.

Der Weg zur Schule führte über den Kirchhof und war ziemlich steil. Nun geschah es, daß bei Frau Oberlehrer große Kaffe-Bisite war. Paareweis kamen die Damen durch das große Kirchhofsthor. Auf einmal fing eine der Damen an zu schreien: „Was ist das! was ist das?“ und zeigte mit der Hand auf den Weg. Nun hatten die anderen Damen es auch gesehen und schrien: „Es spukt! Es spukt!“ drehten sich kurz um und liefen zurück. Mittlerweile waren Michel und noch mehr Leute gekommen.

Michel lachte und sagte: „Die verdolsten Jungens,“ aber die Jungen ließen sich nicht sehen, und was war es?

Wilhelm hatte einen großen Frosch in einen Todtentopf gesetzt, der wollte natürlich wieder heraus.

Durch seine Bewegungen fing der Schädel an zu tollern, als wenn er lebendig wäre.

Der zweite Sohn hieß Friz, der Seefahrer, nach ihm kam etwas Holdes und Gutes, das liebe Lotchen, der Engel vom Dorf, wie die armen Leute sie nannten, weil sie immer hilfsbereit war.

Das Restituten aber war Hans, der jüngste. Der war der reine Spetulant. Von allen Jungens in der Schule hatte er die meisten Knöpfe, zweimal um den Leib herum und von allen Sorten. Das Knopfwerfen (Pimper) verstand er aus dem ff.

Er war auf's Geldverdien und wenn's blos Knöpfe waren. So hatte er sich von Cramer's eine Candis-Juckeliste geben lassen. Er machte ein Weltpanorama daraus, mit zwei Löchern zum Hineinsehen.

Sowie nachmittags die Schule aus war, fand man Hans schon mit seinem Guckkasten auf dem Kirchhof, auf dem großen Steinteller bei der Kirche hatte er seinen Kasten gestellt. „Seht hier das größte Panorama der Welt!“ mit diesen Worten animierte er seine Kameraden zum Hineinsehen. „Hier ist der große Brand von Moskau und jetzt kommen die Pyramiden von Ggypten.“ Dabei drehte er die Kurbel. Jeder, der hineinsah, mußte einen Knopf bezahlen. Mit rothem und gelbem Kattun brachte er den herrlichsten Sonnenuntergang zu Wege, dann kam die ägyptische Finsterniß und dann war es aus.

Zum Krabbenfangen hinter'm Deich hatte er keine Lust, es war ihm zu schmutzig. Rade, die Großmago, war seine beste Freundin, von wegen den großen Happen in der Zwischenzeit. Ihr vertraute er auch an, daß sein Bruder Wilhelm schon etwas Großes genorden wäre auf der Universität, nämlich Fuchs bei den Westphalen, und daß er schon dreimal Duell gehabt hätte, daß ihm das Blut vom Gesicht gelaufen wäre.

Rade hielt es natürlich für ihre Pflicht, es der alten Gesch, Margaret mitzutheilen.

Wenn sie ihn nur den Kopf abgeriffen hätten,“ sagte die alte Frau, aber sie meinte es nicht so böse, denn als Willy um Weihnachten nach Hause kam und ihr ein paar warme Schuhe mitbrachte, war alles wieder gut.

Friz kam von Bremen nach Hause und wurde für die Seereise ganz frisch ausstaffirt. Sein Herz schlug hoch, als er in dem leichten Makrosanzug mit seiner Seemannsseite an Bord des großen Dreimasters Mercur in Bremen haben ging.

nicht immer gleich das Schlimmste denken.“

Die sanfte Pastorin sagte nichts, aber die Thränen liefen ihr über die schmalen Waden.

„Wir sind alle in Gottes Hand“, fing der Pastor wieder an; als die Thür aufging und Wilhelm wieder herein kam. Der Pastor ging wieder ins Ghimmer.

Wilhelm sagte: „Ich habe Gustav gesehen und auch den Weinreisenden, der die Nachricht gebracht. Es soll wirklich das Dolschiff Mercur sein, das vor acht Tagen Bremerhaven verlassen hat. Von der Mannschaft weiß man noch nichts. Ich will sofort an die Rheber in Bremen schreiben.“

Der Mutter wurde mitgeteilt, daß man annehme, die Mannschaft sei gerettet worden, so hätte der Reisende gesagt.

Nach einigen Tagen kam Antwort von Bremen, aber man war so klug wie zuvor; die Rheber hatten selbst noch keine direkte Nachricht, aber doch auf das bloße Gerücht hin zwei Bewollmächtigte nach Holland geschickt.

Die Pastorin lag unter großer Trauer, die Pastorin lag krank im Bett, die Leute im Dorf brachten jeden Tag Beweise ihrer Theilnahme.

Der kleine Hans und Lotchen, seine Schwestern, waren viel am Bett der Mutter, welche niemals klagt, aber theilnahmlos alles über sich ergehen ließ.

Die Woche ging vorüber, als aber am Sonntag Morgen die Leute alle zur Kirche strömten, da hieß es plötzlich, Pastors Friz sei wieder da; und in der That, es war so. Mit einem Bündel Zeug und einem Handbod, war er hinten ums Dorf gekommen. Rade hatte ihn vom Küchenfenster aus zuerst gesehen und ihm zugerufen.

Sie lief gleich hinaus nach der kleinen Pforte an der Straß, die blos von innen aufgemacht werden konnte; da stand Friz und wartete. Er fiel der guten Rade um den Hals und küßte sie und Rade weinte und lachte durcheinander.

„Was macht Mutter?“ war Frizens erste Frage.

„Junge,“ sagte Rade, „das hast du recht gemacht, daß du hinten herum gekommen bist. Frau Pastorin liegt krank im Bett, dein Tod war schon angeündigt, es hieß, daß die ganze Mannschaft ertrunken sei.“

„Rade, das ist beinahe wahr, denn ich und der Steuer mann Barst sind die einzigen, welche von den 35 Mann noch leben.“

„Nun komm ins Vorhaus,“ sagte Rade, „daß dich niemand zu sehen kriegt, wir müssen die Frau Pastorin vorbereiten; der Herr Pastor ist noch in der Kirche.“

Rade rief dann die Rade heraus und theilte ihr Frizens Anstunf mit und das, die Pastorin vorzubereiten.

Mit vergnügtem Gesicht ging Mamsell wieder in die Krankenküche und sagte so beiläufig: „Nun sind doch endlich mal eure Nachrichten vom Schiffsbruch gekommen, die Leute sind lange nicht alle tot, Frau Pastorin.“

So wie die Frau dies hörte, richtete sie sich auf im Bett und sagte:

„Welch ein Glück, sind das sichere Nachrichten?“

„Ruh wohl sein, sie kommt von Cramer's,“ war die Antwort.

„Ich möchte aufstehn. Mamsell, mein Mann und die Kinder kommen ja bald aus der Kirche. O wie freue ich mich, daß Friz bald kommt, er ist ein so guter Junge. O mein Gott, wenn nun alles nicht wahr wäre.“

„Es wird wohl Wahres dran sein,“ meinte die Mamsell. „Hoffen wir das beste.“

Soraftig zugebedt, hatte die Pastorin ihren alten Plaz auf dem Sopha eingenommen.

Als nun die Leute aus der Kirche kamen, hatte Rade keine Ruh' mehr, sie nahm Friz bei der Hand und öffnete die Thüre. Friz stand hinter ihr, und sagte: „Frau Pastorin, hier bring ich unfern Friz.“

Mit dem war Friz auch schon auf seine Mutter zugefirt und kniete vor ihr, sie mit den Armen umfassend, leute er seinen Kopf in ihren Schoß. Beide weinten helle Freudentränen. Aber gesprochen wurde nichts.

Als nun der Pastor mit seinen Kindern aus der Kirche kam, stand Friz auf, seine Schwestern Lotchen wollte ihn nicht mehr loslassen, taum, daß der Vater und die Brüder ihn orientlich begrüßen konnten.

Schon waren wir eine Woche unterwegs und hofften am nächsten Tag die Küste Englands zu sehen. Da kam die böse Nacht. Finsterniß und Nebel liefen uns keine drei Schritte weit sehen. Ab und zu heulte der Sturm, dann wurde es klarer, es scheint der Captain wußte nicht, wie nahe wir dem Lande waren. Es wurde geloschet, plötzlich stieß das große Schiff so stark auf, daß die beiden Vorkermasten brachen und Tau und Kaen über Bord fielen. Der Sturm heulte, einer konnte den andern nicht sehen. Ich hörte Westlagen und Hüflerufe, ich hielt mich, so gut ich konnte, an das Verdeck der großen Kajüte. Haushoch gingen die Wellen über unser Schiff. Ich weiß nicht, was mit mir vorgegangen ist. Plötzlich fühlte ich Boden unter mir; kramphast hatte ich mich an der messingenen Keeling gehalten, bis ich wieder zu mir kam. Ich sah einige Seelen, aber von unserer Besatzung war keiner dabei. Dann hörte ich schreien, sie hatten noch einen Schiffsbrüchigen gefunden, der schien schier tot zu sein, es war unser erster Steuer mann Barst. Wir beiden waren die Einzigen, die Gottes liebe Sonne wieder begrüßen durften.

Wir waren an der holländischen Insel Verschelling gestrandet, als der Steuer mann zu sich gekommen war, mußten wir über die Watten laufen, nach dem Dorfe Hoorn, wo wir freundliche Aufnahme fanden. Der Steuer mann wurde krank, darum wurde unsere Anstunf so sehr verzögert.

Endlich kamen die Abgesandten von Bremen. Von dem schönen großen Schiff war nichts zu sehen, als das Bugspriet. Von den Ertrunkenen waren wenig Leichen geborgen. Wie froh war ich, als wir endlich in Leer ankamen.

„Eines ist sicher“, sagte Willy. „Du hast jetzt genug vom Seefahren bekommen und kannst froh sein, wenn du wieder nach dem Gymnasium gehst.“

„Nein“, sagte Friz, „noch lange nicht, das geb' ich nicht auf.“

Der Pastor machte dem Gespräch ein Ende, indem er sagte:

„Für's erste bleibt Friz im Elternhaus, kommt, laß uns jetzt nach der Laube im Garten gehn, deine Kameraden werden dich sehen wollen.“

Die alten Schulfameraden hatten sich zahlreich eingefunden, um sich von Friz den Schiffsbruch erzählen zu lassen.

Willy und Friz blieben über die Sommerferien im Elternhaus, dann aber mußten sich die Brüder trennen. Willy ging nach Wiesbaden, um Chemie zu studiren, Friz aber setzte es durch, einen Plaz als Leichmatrose zu bekommen.

Der Abschied war schwer, aber als er einige Reisen glücklich gemacht hatte und das nächste Jahr zu Haus kam, da konnten Pastors ihren Friz den ganzen Winter in der Nähe haben, da er die Kooperations-Schule besuchte.

Hans war nun auch heranangewachsen und betrat als Lehrling eine Stelle in einem überseeischen Geschäft in Bremerhaven.

Lotchen hatte in Oldenburg die Schulen besucht und später eine Stelle als Gouvernante bei einer adligen Familie angenommen.

So war die alte Pastorin verwaist, die Kinder alle fort, die Unabhängigste war Rade, sie hatte jedes der Kinder, auf kleine äußerliche Beweise der gegenseitigen Anhänglichkeit häßt.

Erziehung ist Gewohnheit, Tugend ist Gewohnheit! Warum soll gerade die Zuend der Höflichkeit nicht durch die Gewohnheit befestigt werden? Wie würden wir es finden, wenn etwa eine Mutter nur darauf sähe, daß ihre Kinder vor fremden Menschen die Wahrheit sagen, daß sie aber im Familienkreise nach Herzenslust lügen dürften? Unbenkbar, nicht wahr? Aber warum soll man denn nur gegen fremde Menschen höflich sein und zu Hause diese Höflichkeit beiseite stellen?

Die aettrigen Hausvater aber, die gar zu gerne sich mehr oder weniger „ablassen“, und die halb und ganz erwachsenen Herren Söhne, die an dem Maß ihrer „Höflichkeit“ gegen die Schwestern, und leider Gottes auch manchmal gegen ihre Mutter, den höheren oder geringeren Grad ihrer „Männlichkeit“ abmessen, mögen sich's gefast sein lassen: „Höflichkeit gegen Fremde ist eine Nothwendigkeit, Höflichkeit in der Familie ist das Merkzeichen ihrer Geistes- und Herzensbildung.“

Und es gehört wirklich wenig dazu, um das Eingangs citirte Sprüchlein in ein anderes, erbaulicheres umzuwandeln! „Bist Du höflich drauß, — sei es auch zu Haus.“

Das Kriegsministerium will den Säbel der Offiziere durch Revolver ersezen. Da wird's wohl in Zukunft heißen müssen: „Die Feder ist mächtiger als der Revolver.“

dirt eins der größten Dampfschiffe, die zwischen Europa und America fahren.

Die kleine Charlotie hat tapfer ihren Lebens-Roman durchgekämpft und ist dem Lehrstand treu geblieben und ist jetzt glücklich als Vorleserin einer deutschen Töchter Schule, von allen Seiten geehrt und hoch geachtet.

Hans, der Jüngste, war nach seiner Lehrzeit nach America ausgewandert. Obgleich in New York in guter Stellung, sehnte er sich nach dem fernen Westen.

In San Francisco hat er harte Zeiten durchgemacht, doch zuletzt ist es ihn gealückt und er zählt jetzt zu den ersten Kaufleuten der Stadt.

Höflichkeit in der Familie. Wenn eine mir sehr nahestehende Dame hörte, wie jemand wegen seiner besonderen gefelligen Talente, seiner Geiterkeit und Höflichkeit übermächtig gepriesen wurde, dann pflegte sie bedenklich ihr Haupt zu schütteln und zweifelnd zu sagen: „Hm — hm! Gafsenengel — Haussteufel!“

Höflichkeit in der Familie! Wo wird sie richtig geübt und gepflegt? Draußen freilich, auf der „Gasse“, da ist man höflich. Man muß es sein, man ist auch dazu erzogen, man übt Höflichkeit ganz mechanisch, man wäre ja kein Gentleman, wenn man eben nicht höflich wäre. Zu Hause aber ist es dann freilich oft ganz anders. Nicht selten leidet der Verkehr der Familienmitglieder unter einander an einer sehr bedenklichen Formlosigkeit. Und doch wäre es so leicht, da Besserung zu schaffen. Ein Befehl in freundlichem Tone gegeben, ein Wunsch, freundlich ausgesprochen, wird ganz anders erfüllt, als ein gleichgültig oder gereizt hingeworfener.

Ein höflicher Beweis wirkt beim ungegenseiten Jungen mehr als ein heftiges Schimpfwort. Eine kleine Artigkeit, zur rechten Zeit erwiesen, begünstigt manche Verstimmung. Und die kleinen Höflichkeiten des täglichen Lebens wirken auf den ganzen Verkehr der Familie unter einander sehr günstig ein.

Die Kinder werden ihre Eltern ganz anders achten, wenn diese sich selbst mit gegenfektiger Achtung behandeln. Sie werden unter sich verträglicher und liebevoller sein, wenn die Eltern streng darauf halten, daß sie auch höflich zu einander sind; daß die Jungen den Mädchen kleine Dienste erweisen müssen, sie niemals rauh und höflich behandeln dürfen.

Wie viel trägt es bei zum guten Ton im Hause, wenn die Familienmitglieder sich bei jedem Ausgang von einander verabschieden, wenn auch nur mit zwei freundlichen Worten und mit einem Hinweis auf ihren Ausgang.

Wie sonderbar ist man berührt, wenn man in einer Familie hört, daß die erwachsenen Kinder ausgegangen sind, aber Niemand weiß, wohin. Ohne dabei etwas Unrechtes zu vermuten, sagt man sich doch, daß der innere Zusammenhang in solcher Familie ein sehr loedterer sein muß.

Uebrigens ist Höflichkeit in der Familie auch in manch anderer Hinsicht empfehlenswerth. Ein zu solcher Höflichkeit erzogener Mensch ist ganz anders an Selbstbeherrschung gewöhnt als ein anderer, der sich im Familienkreise nach Belieben „gehen lassen“ kann.

Er wird auch diese Selbstbeherrschung nicht so leicht verlieren, denn sie ist ihm eben durch die dauernde Gewöhnung zur zweiten Natur geordnet. Selbstbeherrschung aber ist eine außerordentlich wichtige und nothwendige Eigenschaft, daß man tägen kann, das größere oder geringere Maß davon bestimmte das Schickal des Menschen, seinen Lebensgang und sein Glück.

Und schon deshalb allein handelt die Mutter weise, die ihre Kinder lehrt, auch im engsten Kreise höflich zu sein, die in ihrem Haus auf gute Formen, auf Zuverlässigkeit untereinander, auf kleine äußerliche Beweise der gegenseitigen Anhänglichkeit häßt.

Erziehung ist Gewohnheit, Tugend ist Gewohnheit! Warum soll gerade die Zuend der Höflichkeit nicht durch die Gewohnheit befestigt werden? Wie würden wir es finden, wenn etwa eine Mutter nur darauf sähe, daß ihre Kinder vor fremden Menschen die Wahrheit sagen, daß sie aber im Familienkreise nach Herzenslust lügen dürften? Unbenkbar, nicht wahr? Aber warum soll man denn nur gegen fremde Menschen höflich sein und zu Hause diese Höflichkeit beiseite stellen?

Die aettrigen Hausvater aber, die gar zu gerne sich mehr oder weniger „ablassen“, und die halb und ganz erwachsenen Herren Söhne, die an dem Maß ihrer „Höflichkeit“ gegen die Schwestern, und leider Gottes auch manchmal gegen ihre Mutter, den höheren oder geringeren Grad ihrer „Männlichkeit“ abmessen, mögen sich's gefast sein lassen: „Höflichkeit gegen Fremde ist eine Nothwendigkeit, Höflichkeit in der Familie ist das Merkzeichen ihrer Geistes- und Herzensbildung.“

Und es gehört wirklich wenig dazu, um das Eingangs citirte Sprüchlein in ein anderes, erbaulicheres umzuwandeln! „Bist Du höflich drauß, — sei es auch zu Haus.“

Das Kriegsministerium will den Säbel der Offiziere durch Revolver ersezen. Da wird's wohl in Zukunft heißen müssen: „Die Feder ist mächtiger als der Revolver.“